

# **Vom praktischen Nutzen der Literatur. Eine Lesereise als Survival-Training.** Rede zur Verleihung des Literaturpreises der Stadt Wiesbaden

Von Michael Schneider

Verehrte Jury-Mitglieder! Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Ich bedanke mich herzlich für die Verleihung des George-Konell-Preises der Stadt Wiesbaden. Ich gehöre ja nicht gerade zu den Preisverwöhnten Autoren. Umso mehr freue ich mich über diese Auszeichnung.

Immer mehr Menschen pflegen, um der Eintönigkeit ihres beruflichen Alltags zeitweise zu entfliehen, einen Abenteuer-Urlaub zu buchen. Nun- als Schriftsteller habe ich das nicht nötig, das Schreiben ist mir Abenteuer genug. Immer abenteuerlicher werden auch meine Lesereisen. Meine letzte war das reinste Survival-Training, zugleich die verrückteste Posse, die ich als Handlungsreisender in Sachen Literatur je erlebt habe.

Es begann mit einem Dreh. Der WDR wollte über meinen neuen Roman „Das Geheimnis des Cagliostro“ ein kleines Feature machen. Die Idee für das Feature war, die Nähe des Autors zu seinem Romanhelden zu betonen, dem selbst ernannten Grafen Cagliostro, der, in den Armenvierteln Palermos geboren, als gefeierter Magus, Medicus und subversiver Freimaurer ganz Europa in Bann schlug und die unwahrscheinlichste Karriere seiner Epoche gemacht hat. Ich sollte also in meiner Doppelfunktion als Autor und Mitglied des Magischen Zirkels auftreten und die magische Aura meines Helden durch einige Zauberkunststücke unterstreichen. Die Redakteurin hatte für den Dreh auch gleich die richtige Location gefunden: nämlich die Burg Drachenfels am Rhein, die vom Ambiente her gut zum Sujet dieses historischen Hochstapler- und Schelmenromans passte; zumal der Protagonist mit Vorliebe in den adeligen Kreisen des Ancien Regime zu verkehren pflegte.

Es war ein kalter und nebliger Februartag. Ich war pünktlich am Drehort, am Parkplatz vor der Burgmauer wartete schon das Team auf mich. Da die

Burg gerade renoviert wurde, das Eingangstor ebenso wie die Außenwände durch hohe Baugerüste verkleidet waren, mussten wir mit unserem Gepäck erstmal die wackelige Stollage erklimmen, die dann über lose und glitschige Bohlen auf die mit Zinnen bewehrte Hochterrasse führte. Das Ganze war ein ziemlicher Balanceakt. Der vor mir gehende junge Azubi mit dem schweren Kabelkoffer hielt mehrmals fluchend an, um die Trittfestigkeit der Bohlen zu prüfen. Auch mir zitterten die Knie, während ich mich auf dem wackligen Baugerüst von Stange zu Stange hangelte und mit der freien Hand meinen Requisitenkoffer über die Bohlen steuerte. Ich kam mir vor wie bei einer gefährlichen Kletterpartie durchs Hochgebirge. Doch was nimmt man nicht alles auf sich, nur um ein Zipfelchen jener medialen Öffentlichkeit zu erhaschen, die heute darüber entscheidet, ob ein Titel geht oder nicht. Dafür macht man sich zum Affen. Und dies auch noch ohne Honorar!

Über eine Wendeltreppe stiegen wir hinab ins Erdgeschoss und begannen im großen Bankettsaal mit den Innenaufnahmen. Meine Eröffnungsnummer bestand aus einem magischen Feuereffekt: Ich schlug mein Buch auf und – simsalabim!- loderten Flammen aus seinem Inneren hervor. Mein Kommentar: Wenn Sie diesen Roman aufschlagen, werden Sie entflammt sein. Es empfiehlt sich daher, bei der Lektüre stets einen Feuerlöscher mit sich zu führen!

Schließlich wurde im angrenzenden Erkerzimmer das setting für das Interview mit dem Autor vorbereitet, das den Hauptteil des Features bilden sollte. Inzwischen hatten sich die Nebel über dem Rheintal gelichtet, die Sonne brach durch die hohen Bogenfenster und ließ die vollbusigen und appetitlichen Rokoko-Damen des Deckenfrieses, um deren Lenden bunte Seidenbänder und Girlanden flatterten, in den rosigen Farben erglühen. Just unter dieser Kuppel reizender Nymphen und breitärschiger Venusse wurde der Voltairestuhl placiert, auf dem ich nunmehr Platz nahm.

Kaum hatte die Redakteurin mit dem Interview begonnen, senkte sie den Blick angewidert zu Boden und stieß einen spitzen Schrei aus: An den Wandkanten des frisch abgezogenen Eichenparketts krabbelten - ich traute kaum meinen Augen- ganze Kolonnen von Kakerlaken. Vergebens suchte der Kameramann die Redakteurin zu beruhigen, Kakerlaken sähen zwar nicht gerade appetitlich aus, aber sie seien ganz harmlos.- Und wenn sie mir während des Interviews die Beine hochkriechen!, rief die Redakteurin mit vor Schreck geweiteten Augen - Ach was, sagte der Kameramann, Kakerlaken seien sehr scheu und würden sich so was nie getrauen. Zum Beweis klatschte er einmal in die Hände -und wutsch!, huschten die kleinen Krabbeltiere unter dem Stativ seiner Kamera weg, um sich unter meinem Voltaire-Stuhl zu versammeln. Unwillkürlich zog ich die Beine hoch. So könne man doch den Autor unmöglich interviewen!, jammerte die Redakteurin, einem Weinkrampf nahe.

Ich schlug vor, die Kakerlaken als exquisites Bildmotiv für das Interview zu nutzen. Wenn die Kamera während des Interviews zwischen den reizenden Rokoko-Nuditäten des Deckenfrieses und den Kakerlaken am Boden hin-und herschwenke, so habe man die ganze Spannweite dieser dekadenten Epoche, in der mein Roman spiele, vor Augen: Über dem Kopf des Autors die lüsterne Verspieltheit des ausgehenden Rokoko, der Edelsoft-Porno des galanten Zeitalters- zu seinen Füßen die Kakerlaken, das Kropzeug, der Moder des Ancien Regime. Das wäre doch eine starke, eine treffliche Metapher – auch für den Moder und die Dekadenz des heutigen Multimedia-Betriebes!

Redakteurin und Kameramann starrten mich an, als habe soeben ein Alien zu ihnen gesprochen. Nur der Azubi grinste anerkennend. Er fand meinen Vorschlag „cool, einfach cool!“

Bleich vor Ekel erklärte die Redakteurin: Kakerlaken, die zwischen den Beinen des Autors herumwuseln - das würde ihr Chef ihr niemals durchgehen lassen! Sie könnte sich dann gleich nach einem neuen Job umsehen.

So wurde denn der Hausmeister gebeten, die Kakerlaken aus dem Erker zu entfernen und die Zugangstür unten mit Klebestreifen dicht zu machen. Nachdem dies geschehen, nahmen wir das Interview auf. Als ich es Wochen später im WDR-Fernsehen sah- ach, wie habe ich sie vermisst, die niedlich-ekkligen Krabbeltiere zu meinen Füßen! Und musste an Jean Baudrillards bekannten Satz denken, der auch ein Schlüsselsatz für meinen Cagliostro-Roman sein könnte: „Wir leben ganz und gar im Zeitalter der Simulation- unter der Diktatur der geschönten Oberflächen.“

Ein Film- und Fernsehproduzent, der meinen Cagliostro-Roman gerne verfilmen möchte, sagte neulich zu mir: Ihr Protagonist ist eine sehr schillernde Figur. Man weiß bis zuletzt nicht, wer er eigentlich ist: ein trickreicher Scharlatan oder ein Wohltäter der Menschheit, ein größenwahnsinniger Hochstapler oder ein Robin Hood im Freimaurerschurz, ein mephistophelischer Manipulator oder ein neuer Messias! – Ja, sagte ich, diese Zwiespältigkeit seines Charakters habe ich ganz bewusst so komponiert, sie sorgt für die Binnenspannung des Romans. – Aber, wandte der Produzent ein, hier genau liegt das Problem für die Verfilmung: Mit einem so zwiespältigen Protagonisten kann sich ein Massenpublikum schwerlich identifizieren. Fürs TV müssen wir seinen Charakter strikt vereinfachen, müssen ihn zu einer eindeutigen Sympathiefigur machen- Sie meinen, resümierte ich seufzend, wir müssen die Roman-Vorlage, zugunsten der Einschaltquote, *gnadenlos trivialisieren und in ein Hollywood'sches Gut/Böse- Schema pressen?!*

Kein Werk, das heute für den großen Markt zubereitet wird, entkommt dem Schicksal, ja, dem Fluch der Trivialisierung. Dies ist die zwangsläufige Folge der Durchkommerzialisierung aller Lebensbereiche, auch des ehemals noch geschützten Reichs der Literatur und Kultur- einer gnadenlosen Durchkommerzialisierung, die zu einer nahezu flächendeckenden „Diktatur des schlechten Geschmacks“ geführt hat. Zu allen Zeiten mussten die schönen

Künste, musste auch die Literatur, um überleben und aufblühen zu können, subventioniert werden - von der Kirche, den Fürsten und reichen Mäzenen, vom Staat. Heutzutage aber werden die Schönen Künste ohne Wenn und Aber den Gesetzen des Marktes und der Profitrate unterworfen: „Jedes Buch muss sich rechnen“, lautet inzwischen die Devise in den meisten Verlagshäusern. Da muss man sich nicht wundern, wenn ehemals hoch angesehene literarische Gattungen wie etwa die Lyrik einfach verschwinden und Literatur, die noch den Namen verdient, immer mehr zur bloßen Nischenexistenz verdammt ist, während gleichzeitig die Büchertische in den großen Buchhandelshäusern und -Ketten unter der aufgetürmten Meterware von dickbäuchigen Trivialromanen und Bestsellern schier zusammenbrechen. Auch wenn wohl jeder Autor davon träumt, sein Buch möge einen Platz auf einer Bestseller-Liste erobern, - ist es denn wirklich so erstrebenswert, den eigenen Roman in der Nähe von Sophie Charlottes „Feuchtgebiete“ placiert zu finden? „Erfolg“ auf dem heutigen Buchmarkt hat immer weniger mit literarischen Kriterien und literarischer Qualität zu tun, sondern ist primär eine Marketingkategorie.

Inzwischen ist auch ein ehemals so ehrenwertes und angesehenes literarisches Genre wie der historische Roman, dem meine besondere Vorliebe gilt, bei der Literaturkritik in Misskredit geraten. Und das mit gewissem Recht; denn die massenhafte Schundproduktion gerade in diesem Bereich ist kaum mehr zu überbieten. Wer - wie ich - seine literarischen Erzähl- und Kompositionstechniken noch an Heinrich und Thomas Mann, Lion Feuchtwanger, Olaf Enquist und Umberto Eco geschult hat, den befällt ein regelrechter Kulturpessimismus, wenn er heute auf den Büchertischen und in den Regalen stöbert, die zur Abteilung „historischer Roman“ gehören: So viel gebündelte Trivialität in Bestsellerformaten, soviel geistigen Schrott in Hochglanz-Verpackung, soviel Kitsch, goldenen wie schwarzen Kitsch in pseudohistorischer Gewandung hat es wohl noch in keiner Epoche gegeben.

Übrigens ist die Vermehrungsrate der Mäuse nichts gegen die wundersame Fortpflanzung gewisser Bestseller: Nach der „Wanderhure“ erscheint „Das Vermächtnis der Wanderhure“, danach „Die Tochter der Wanderhure“. Demnächst werden wir wohl auch die „Mutter der Wanderhure“ und die „Großmutter der Wanderhure“ auf der Frankfurter Buchmesse begrüßen dürfen. Manche Bestseller-Titel vermehren sich so rasch wie Krebsgeschwüre und bilden in den Köpfen der Leser regelrechte Metastasen: „Tintenherz“ – „Tintenblut“ -Tintentod“. Vermutlich sind „Tintenschmerz“ und „Tintenbein“ mit 300 000 Startauflage schon in Vorbereitung.

Anlässlich einer Lesung in einer Frankfurter Buchhandlung hatte ich einmal Gelegenheit, zwei Profi-Autorinnen „historischer Romane“ kennen zu lernen. Beide waren bei großen Verlagshäusern unter Vertrag, und jeder ihrer Romane war ein Bestseller geworden. Auf meine Frage, warum gerade sie zu meiner Lesung gekommen seien, antwortete die eine- nenen wir sie Ines- sehr freimütig: „Weil Sie, Herr Schneider!, mit ihren gründlich recherchierten Stoffen, ihrem gepflegten altmeisterlichen Stil und ihren komplexen Charakteren uns wie von einem anderen Stern erscheinen. Sie nehmen sich fünf Jahre Zeit für einen historischen Roman, davon mindestens ein Jahr für die Recherche. Wir dagegen müssen, da vertraglich gebunden, mindestens zwei historische Romane pro Jahr herausschmeißen, d.h. wir schreiben im Akkord. Sie machen noch Literatur, während wir im Grunde nur für Geld schreiben- und auch wirklich gutes Geld damit verdienen.“

Die andere Bestseller-Autorin, eine abgebrochene Germanistin und allein erziehende Mutter, -nennen wir sie Heidrun- erzählte mir, wie sie von der Cheflektorin eines großen deutschen Verlages, der sie ihren ersten Roman vorgelegt hatte, regelrecht gecoacht wurde. O-Ton- Cheflektorin: „Also schreiben können Sie. Aber das genügt nicht. Wenn sie wirklich Bestseller produzieren wollen, dann gilt Regel Nr. 1: „Spannung, Spannung und noch mal Spannung. Am besten verkaufen sich immer noch Thriller, Krimis, Sex-and-

Crime Geschichten. Oder historische Frauenromane. Denken Sie an *Die Päpstin!*  
Regel Nr. 2: Spätestens alle 50 Seiten muss es in den Lenden knirschen!“

Und wie, fragte ich nach, vereinbart Ihr solch kommerzielle Gossen-  
Ästhetik mit eurem Selbstwertgefühl, eurer Identität als Autorinnen? –  
„Identität?“, Heidrun zuckte die Achseln, „wir identifizieren uns doch nicht mit  
dem, was wir schreiben. Wir wissen sehr wohl, dass wir nichts weiter sind als  
hochbezahlte Lohnschreiberinnen. Dafür blickt der Literaturbetrieb voller  
Verachtung auf uns herab, und wir kommen natürlich auch nicht ins Feuilleton.  
Man hält uns für Markthuren- und das sind wir ja auch!“

„Mein Agent“, setzte Ines hinzu, indes ein Leuchten in ihre Augen kam, „hat  
gerade mit einem großen deutschen Verlag einen Vertrag über vier historische  
Romane abgeschlossen- alle spielen im 16. Jhd.. Allein für den Vorschuss kann  
ich mir jetzt eine komfortable Penthousewohnung in der Frankfurter City kaufen.  
Das ist meine Identität.“

Meine Lesereise führte mich auch nach Norddeutschland, u.a. nach  
Süderstapel, einem Städtchen an der Eider. In Hamburg musste ich umsteigen.  
Während ich meinen Rollkoffer hinter mir her durch die Bahnhofshalle zog,  
kreuzte ein Typ mit blonder Igelfrisur und löchrigen Jeans meinen Weg. „Hast  
mal’nen Euro für mich?“ Ich schüttelte den Kopf und zog weiter. An der Café-  
Bar trank ich noch schnell einen Cappucino. Als ich zahlen und meinen  
Geldbeutel aus meiner Jeansjacke hervorholen wollte, griff ich ins Leere. Von  
Panik ergriffen, durchforstete ich sofort alle anderen Taschen meiner Jacke und  
Hose: Nichts! Mein Portemonaie war weg- mit ca. 1000 Euro, den Honoraren  
meiner beiden letzten Lesungen, mit all meinen Kreditkarten, inklusive  
Bahncard und Reiseticket!

Ich rief dem Kellner zu, er möge bitte für einen Moment auf meinen Koffer  
aufpassen. Dann rannte ich kreuz und quer durch die Bahnhofshalle in der  
Hoffnung, irgendwo vielleicht den blondhaarigen Halunken zu finden, der mich

angesprochen, mich im Vorübergehen leicht gerempelt und mir dabei den Geldbeutel aus der Außentasche meiner Jeansjacke gefischt hatte- und das just mir, einem Zauber-Profi, der die Tricks der Langfinger genau kannte! Wohl zehn Minuten suchte ich die Bahnhofshalle ab- umsonst! Der junkey war natürlich längst über alle Berge mit meinem Geld und meinen Kreditkarten.

Ich ging sofort zum Office der Bahnpolizei, um den Diebstahl zu melden und unverzüglich meine Kreditkarten sperren zu lassen. Aber lass mal deine Kreditkarten sperren, wenn du weder die Kreditkartennummer noch deine Kontonummern im Kopf hast! Es dauerte mindestens eine halbe Stunde, bis der zuständige Beamte, der zudem von einer quälenden Umständlichkeit und Drögheit war, sich durch die verschiedenen Service-Nummern durchtelefoniert und den Meldebogen für den Diebstahl schließlich ausgefüllt hatte. Im Geiste malte ich mir aus, wie der junkey und seine Kumpanen inzwischen meine Konten bei der Dresdner Bank und bei der NASPA plünderten, die dazugehörigen PIN-Nummern, so hatte ich jüngst in der Zeitung gelesen, konnten die cleveren Diebesbanden von heute sehr schnell mit Hilfe spezieller softwares ermitteln. Vielleicht, so dachte ich in einem Anflug apokalyptischer Verzweiflung, verliere ich in diesen Augenblicken gerade Tausende von Euros, womöglich all das Geld, das ich durch meinen Roman eingenommen hatte.

Natürlich war mein Anschluss-Zug inzwischen abgefahren. Wie sollte ich auch ohne Ticket weiterreisen? Ich konnte mir ja nicht mal mehr einen Espresso leisten, geschweige denn die 50 Cents für den Bon berappen, den man ziehen muss, damit sich die Sperre zur Bahnhofstoilette öffnet. Die Vorstellung, mit wachsendem Druck auf der Blase vor dem Drehkreuz zu stehen und doch nicht durchzukommen, sodass mir jetzt nichts anderes übrig blieb, als wie ein Penner jemanden anzuhauen „Hast d’ mal `nen Euro für mich?“, verstärkte noch meinen Harndrang- und meine ohnmächtige Wut!

Ich marschierte zum DB-Service-Center, wo ich mir eine Ersatz-Bahncard ausstellen ließ. Mit dieser provisorischen Bahncard und der Bescheinigung der

Bahnpolizei betreffs des Diebstahl, dessen Opfer ich geworden, so versicherte mir die zuständige Servicedame, würde ich ohne Probleme weiter fahren können. Ich war ihr sehr dankbar für das Wort „Opfer“ - denn noch nie hatte ich mich mehr als Opfer gefühlt als in diesen Stunden, da man mir nicht nur mein Geld und meine Kreditkarten, sondern auch sämtliche anderen Karten - Bahncard, AOK-Karte, Gothaer Versicherungskarte, diverse Mitgliedskarten etc. pp. -, mir also gleichsam die Identität geraubt hatte.

Erst als ich im ICE Richtung Flensburg saß, beruhigte sich mein Herzschlag und gewann ich allmählich meine Fassung zurück. Wie gerne hätte ich mir jetzt einen Cappucino oder einen Caffee latte genehmigt!, und doch musste ich den Zugkellner mit seiner fahrbaren Theke an mir vorbei ziehen lassen. Auf der Rückseite seines dunkelblauen T-Shirts waren die Getränke und ihre Preise in weißen Lettern und Zahlen aufgedruckt. Ob Kellner bei der Deutschen Bahn oder Autor im Multimedia-Betrieb –jedermann, jedefrau hatte heutzutage den eigenen Körper gratis als Werbeträger zur Verfügung zu stellen!

„Fahrschein-Kontrolle!“ Der herbe Befehlston dieser Aufforderung ließ mich zusammenfahren. Ich erklärte der Kontrolleurin, welche die Statur einer Weltmeisterin im Kugelstoßen hatte, dass man mir soeben im Hamburger Bahnhof mein Portemonaie gestohlen habe, in dem sich auch meine Bahncard und mein online-Ticket befinde. Mit zusammengekniffenen Brauen überflog sie erst die Bescheinigung der Bahnpolizei, dann die Ersatz-Bahncard.

„Tut mir leid! Aber da auf der Ersatz-Bahncard Ihre Identifizierungsnummer nicht angegeben ist, kann ich auch nicht überprüfen, ob Sie ein Ticket online gebucht haben!“

„Und was jetzt?“

„Sie müssen ein neues Ticket buchen!“

„Verstehen Sie denn nicht! Ich bin bestohlen worden und habe im Augenblick nicht einen Cents. Wie soll ich da ein neues Ticket buchen?“

„Tja, dann müssen Sie beim nächsten Halt aussteigen!“

„Hören Sie! Ich bin Schriftsteller und habe heute Abend eine Lesung in Süderstapel. Wenn Sie mich jetzt beim nächsten Halt zum Aussteigen zwingen, werde ich die Bahn um das Honorar verklagen, das mir entgeht, weil ich meinen Zielort, dank Ihrer Schikane, nicht erreichen konnte.“

„Mit Schikane hat das gar nichts zu tun“, parierte die uniformierte Walküre mit frostiger Miene. „Sie reisen ohne Ticket, ohne gültige Bahncard und ohne Geld. D.h. im juristischen Sinne sind Sie überhaupt kein Fahrgast, sondern...“

„Sondern was?“

Sie sah mich verachtungsvoll an, dann sagte sie: „Sie können froh sein, dass ich Ihnen nicht auch noch ein Bußgeld wegen Schwarzfahrens aufbrumme!“

Alle Flüche und Kraftausdrücke meiner in einem bayerischen Dorf verbrachten Kindheit wollten mir gleichzeitig aus der Kehle fahren, doch in Anbetracht der ungleichen Machtverteilung zwischen dieser eisernen DB-Lady und mir, einem halbkriminellen Schwarzfahrer und Penner ohne Ausweis, Ticket und Geld, schluckte ich sie herunter.

„Können Sie sich sonst irgendwie ausweisen?“

„Wie denn?“, schrie ich in einem so überfallartigen Ton, dass die Passagiere in den Sitzen vor mir unwillkürlich die Köpfe wendeten. „All meine Ausweise und Karten waren in dem Portemonaie, das mir gestohlen wurde!“

Wo die Not am größten, wächst das Rettende auch, heißt es bei Hölderlin. Plötzlich hatte ich eine Inspiration. Ich stand auf, hievte meinen Koffer von der Ablage, zog den Reisverschluss auf und holte das Leseexemplar meines Romans hervor. Den hielt ich der Kontrolleurin unter die Nase, gleichzeitig deutete ich mit herrischer Geste auf den Autorennamen über dem Titel.

„Was steht hier? ...Michael Schneider. Claro?“ Dann schlug ich den hinteren Buchdeckel auf und deutete auf den Schutzumschlag. „Und der Typ hier auf dem Foto –bin ich das oder bin ich das nicht?“

Verblüfft starrte die Zugschaffnerin auf das Autorenfoto. Nach einer Weile sagte sie mit einem Anflug von Respekt:

„Also so hat sich noch nie ein Fahrgast bei mir ausgewiesen!“ Und in versöhnlichem, fast schon kumpelhaftem Ton fügte sie hinzu: „Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Bevor Sie die Rückreise antreten, sollten Sie Ihre Bahncard-Nummer auf der provisorischen Karte eintragen lassen... Gute Fahrt!“

Jetzt sage noch einer: Literatur habe keinerlei praktischen Nutzen!

Eine Viertel Stunde vor Beginn meiner Lesung kam ich in Süderstapel an. Ich nahm mir sofort ein Taxi, das mich zum Veranstaltungsort, der „Kulturscheune“, brachte.

Zu den Geschenken, mit denen der Autor nach einer Lesung beehrt zu werden pflegt, gehören üblicherweise Blumensträuße, erlesene Weine oder Liköre, Pralinenschachteln oder Kugelschreiber aus Edelstahl. Noch nie aber hatte ein Veranstalter seine persönliche Wertschätzung meiner Person und Literatur durch –sage und schreibe- ein Kilo frischer Matjesheringe ausgedrückt, einer Spezialität der Region, inklusive dem idealen Rezept für die Zubereitung.

Im Hotelzimmer angekommen, verstaute ich die drei Lagen Matjes sogleich in der Minibar, die ich zu diesem Zwecke erst mal zur Hälfte ausräumen musste. Dann sank ich totmüde aufs Bett.

In der Nacht wachte ich zweimal auf, von den immergleichen Albträumen geplagt: Auf der Suche nach meinen verlorenen Kredit- und Plastikkarten, ohne die der Bürger des elektronischen Zeitalters kaum existieren kann, ja, kaum ein Existenzrecht zu haben scheint, hetzte ich durch endlose Korridore, an Trauben wildfremder Menschen vorbei. Ich verfolgte einen jungen Mann, den ich für den Dieb hielt, durch dunkle Gassen, Seitenstraßen und Kanäle. Ich sah mich sogar im Gerichtssaal stehen, wo ich wie zum Beweis meiner Unschuld erst meinen Roman, dann die drei Lagen Matjes beschwörend in die Höhe hielt, bis der Richter mich wegen Beleidigung des Gerichtes des Saales verwies...

Am nächsten Morgen war ich wie gerädert. Erst jetzt kam mir die Gemeinheit dieses Diebstahls voll zu Bewusstsein. Wie viel Zeit, Lauferei und

Geld es mich kosten würde, mir all die verlorenen Karten wiederzubeschaffen! Auch das gute und reichliche Frühstück in der Hotelbar vermochte nicht, meine trübe Stimmung zu heben.

Wie aber sollte ich die drei Aluschalen mit den Matjesheringen transportieren? In meinen Koffer passte nichts mehr rein, außerdem wollte ich die in Öl schwimmenden Heringe nicht zu meinen Büchern und Zauberrequisiten packen. Ich beschloss, die säuberlich verschweißten Aluschalen in die Außentasche meines Koffers zu stecken, musste allerdings ziemlich drücken, damit der Reisverschluss auch zuging. Dann bestellte ich mir ein Taxi zum Bahnhof.

In Hamburg musste ich wieder in den ICE umsteigen. Während ich die Bahnhofshalle querte, sah ich mich ständig um, ob mir nicht jemand folgte, und musterte argwöhnisch jeden Typen in durchlöcherten Jeans, der mir entgegenkam; auch jeden Dunkelhäutigen, der meinen Weg kreuzte, wie ich zu meiner Schande gestehen muss. Erst als ich im Großraumwagen des ICE neben einer freundlichen alten Dame Platz genommen und mich noch einmal vergewissert hatte, dass mein Honorar für die Lesung und meine Ersatz-Bahncard noch in der Brusttasche meiner Jeansjacke steckten, rief ich mich selber zur Raison ob meines neurotischen Misstrauens, das plötzlich wie ein Fieber über mich gekommen war.

In Köln musste ich nochmals umsteigen und hatte eine halbe Stunde Aufenthalt. Als ich mit meinem Rollkoffer durch die Bahnhofshalle marschierte, auf das Presse-Center zu, wurde ich plötzlich von zwei Bahnpolizisten angehalten.

„Zeigen Sie mal Ihre Papiere!“

„Wieso?... Was ist denn los?“

„Na, schauen Sie mal hinter sich!“

Ich drehte mich um und sah, zu meinem Schrecken, wie da etwas Dunkelgelb-Klebriges aus meinem Koffer tropfte, durch den Reisverschluss der Außentasche

hindurch, und auf dem Asphalt der Bahnhofshalle eine lange ölige Spur hinterließ.

„Der Matjes!, das ist der Matjes!“

Die beiden Beamten starrten mich an, als hätten sie es mit einem Geisteskranken zu tun.

„Kommen Sie mal mit!“ Der eine packte mich unter der Achsel, während der andere mir meinen tropfenden Koffer abnahm, den er sogleich, mit äußerster Behutsamkeit, als berge er ein Bestiarium oder eine Kofferbombe, mittels einer langen Greifzange an den Rand der Bahnhofshalle schob, während er aufgeregt in seinen Walkie-Talkie sprach.

Im Büro der Bahnpolizei nahm mich ein Uniformierter, der vor seinem PC saß, sogleich ins Visier und verlangte meine Papiere. In mühsam beherrschtem Tone erklärte ich, dass ich mich zur Zeit nicht ausweisen könne, da man mir gestern auf dem Hamburger Bahnhof mein Portemonaie mit all meinen Karten gestohlen habe. Zum Beweis legte ich die Bescheinigung der Hamburger Bahnpolizei und meine Ersatz-Bahncard vor. Der bullige Beamte überflog die Papiere, dann, mich misstrauisch musternd, fragte er, woher ich komme, welchen Beruf ich ausübe und was ich in meinem Koffer mitführe. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich Schriftsteller sei, gerade von einer Lesereise zurückkomme und dass sich in dem Koffer drei Lagen eingeschweißter Matjesheringe befänden, die Aluschalen hätten wohl ein Leck ....

„Hören Sie!, fuhr mich der Beamte rüde an, „Sie brauchen uns hier keine Märchen zu erzählen. Wir werden in einer Stunde den Laborbericht haben. Dann werden wir wissen, um was für eine Flüssigkeit es sich handelt, die da aus Ihrem Koffer tropft!“

Erst jetzt dämmerte mir, wessen mich die Beamten verdächtigten. Jäh fiel mir ein, dass vor einigen Wochen auf einem Regionalbahnhof des Rhein-Maingebietes ein verdächtiger, weil herrenloser Koffer gefunden worden war.

Vorsichtshalber hatte man sogleich den ganzen Bahnhof evakuiert und abgeriegelt. Die Aktion entpuppte sich indes, wie in der Zeitung zu lesen war, als Fehllalarm: Statt eines Sprengsatzes mit Zeitzündler enthielt der herren - vielmehr damenlose Koffer Kosmetikartikel und eine Garnitur feinsten Damenunterwäsche.

Das Telefon klingelte. Der Beamte nahm ab- und reichte dann den Hörer an mich weiter.

„Hier Oberkommissar Dietrich!... Herr Schneider! Wir untersuchen gerade Ihren Koffer. Erklären Sie uns doch bitte, wozu die Zündvorrichtung dient im Innern jener Buchatrappe mit dem aufgeklebten Titel *Das Geheimnis des Cagliostro?*“

Da musste ich lachen, so lauthals lachen, dass die Stimme in der Leitung mich sogleich wütend ermahnte: „Hören Sie, Herr Schneider, es geht hier um eine sehr ernste Angelegenheit...“

„Professor Schneider bitte!“ Es wurde höchste Zeit, von diesem Kriminalbeamten endlich den nötigen Respekt einzufordern. Ich erklärte ihm, dass die, im Innern der Buchatrappe versteckte Zündvorrichtung nur dazu diene, eine Flamme aus dem Buch züngeln zu lassen - es handle sich um einen Gag, um einen magischen Feuereffekt, mit dem ich meine Lesungen einzuleiten pflege.

„Haben Sie für diesen Gag, wie Sie es nennen, eine feuerpolizeiliche Genehmigung?“

„Brauche ich die denn?“

„Allerdings! ... Das sollte ein deutscher Professor eigentlich wissen!“, schnarrte der Kommissar, der mich im Geiste wohl schon in einem afghanischen Ausbildungslager für Terroristen verortete hatte. „Und wo unterrichten Sie?“

„An der Filmakademie Baden-Württemberg.“

„Dann geben Sie mir mal die Telefonnummer dieser Akademie!“

Die hatte ich zum Glück im Kopf. Nachdem ich sie dem Kommissar durchgegeben hatte, erklärte mir der Diensthabende Beamte mit finsterer Miene, ich müsse solange warten, bis die Sache geklärt sei!

Also setzte ich mich auf die Bank und wartete. Es war nicht schwer, sich in die Vorstellungswelt der deutschen Sicherheitsdienste hineinzusetzen: Ein Fahrgast und angeblicher Schriftsteller und Professor ohne gültigen Ausweis mit einem Koffer, der eine Buchattrappe mit einer Zündvorrichtung enthielt und obendrein noch eine verdächtige Ölspur auf dem Bahnsteig hinterließ –welches deutsche Polizistengehirn dachte da nicht automatisch an al Kaida!

Nach einer halben Stunde kam ein neuer Anruf, und zehn Minuten später betrat der erste Bahnpolizist das Büro mit meinem Koffer. Wie ich sogleich konstatierte, tropfte dieser nicht mehr. Ich öffnete den Reisverschluss der Außentasche: Gottlob!, der Matjes war noch drin. Die Aluschale mit dem Leck hatte man in eine Plastiktüte gewickelt und diese fein säuberlich zugeclippt.

„Sie können jetzt gehen!“, erklärte mir der Diensthabende mit grämlicher Miene. „Aber in Zukunft passen Sie gefälligst besser auf, wenn Sie flüssige Lebensmittel mit auf die Bahn nehmen!“

Einen Teil des Matjes habe ich andern Tages zusammen mit meiner Freundin verzehrt - zu frischen Kartoffeln, Petersilie und Butter. Ich muss sagen: Ich habe noch nie so köstlichen Matjes gegessen. Die zweite Aluschale habe ich eingefroren und die dritte an die Nachbarn verschenkt. Das hat mein Image im Dorf deutlich aufgewertet. „Ei, Herr Schneider“, rief mir, Tage später, meine Nachbarin im breitesten Hessisch über die Strasse zu, „wos Sie schreibe, muss scho gut sein, wenn’ S dafür so leckern Matjes bekomme!“-

War das nicht ein volkstümlicher Fingerzeig für die heutige Preisverleihung?

*Michael Schneider ist Essayist und Romanautor, Mitglied des Deutschen PEN-Zentrums, des Akademischen Beirats von Attac-Deutschland und des Magischen Zirkels von Deutschland. Er lehrt als Professor für Drehbuch an der Filmakademie Baden-Württemberg. Seine letzten Prosawerke: „Der Traum der Vernunft. Roman eines deutschen Jakobiners“ (2001) und „Das Geheimnis des Cagliostro“ (2007), ein Schelmenroman.*